

Auf weltliche Weise regeln: Gespräch mit dem Augsburger Theologen Bernd Oberdorfer: warum die Ehe für Heterosexuelle und die Eingetragene Partnerschaft für Homosexuelle sinnvoll sind

Bernd Oberdorfer

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Oberdorfer, Bernd. 2008. "Auf weltliche Weise regeln: Gespräch mit dem Augsburger Theologen Bernd Oberdorfer: warum die Ehe für Heterosexuelle und die Eingetragene Partnerschaft für Homosexuelle sinnvoll sind." *zeitzeichen* 9 (4): 36–39.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Auf weltliche Weise regeln

Gespräch mit dem Augsburger Theologen Bernd Oberdorfer: Warum die Ehe für Heterosexuelle und die Eingetragene Partnerschaft für Homosexuelle sinnvoll sind

Pfarrer Bernd Oberdorfer ist an der Universität Augsburg Professor für Evangelische Theologie mit dem Schwerpunkt Systematische Theologie und theologische Gegenwartsfragen. Der 47-Jährige, der aus Bayerisch Schwaben stammt, gehört auch dem Ökumenischen Studienausschuss der Vereinigten-Engelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) an.

zeitzeichen:

Herr Professor Oberdorfer, die Ehe und das christliche Eheverständnis haben sich im Laufe der Jahrhunderte verändert. Welche theologischen Gründe sprechen aus Ihrer Sicht denn auch heute für die Ehe?

BERND OBERDORFER:

Zum Kern eines evangelischen Eheverständnisses gehört: Die Partner versprechen einander öffentlich und ohne Einschränkungen und Bedingungen, ihr Leben gemeinsam zu führen und füreinander Verantwortung zu tragen. Und dazu, denke ich, kann man auch heute noch guten Gewissens ermutigen.

Die Ehe hat ja zwei Aspekte, das Versprechen, das sich die beiden Partner zunächst einmal privat geben, dass sie den Rest ihres Lebens miteinander verbringen wollen – und den öffentlichen rechtsverbindlichen Akt auf dem Standesamt, dem die kirchliche Trauung folgen kann. Warum halten Sie – als evangelischer Theologe – das öffentliche Versprechen für so wichtig?

BERND OBERDORFER:

Für die reformatorische Theologie ist die Ehe – wie Martin Luther gesagt hat – „ein weltlich Ding“. Das heißt, sie ist eine auf weltliche Weise zu

regelnde Einrichtung des irdischen Lebens. Die Theologie kommt dabei ins Spiel, indem sie auch zur Ausgestaltung der Gesellschaft und damit zu gesellschaftlichen Institutionen etwas zu sagen hat. Es sind indirekte theologische Gründe, die dafür sprechen, dass zur Ehe der öffentliche Rechtsakt dazugehört. Nach theologischem Verständnis ist der Mensch ja ein soziales Wesen: Er lebt nicht für sich allein, sondern zusammen mit anderen Menschen. Für das Zusammenleben von Menschen verbindliche, öffentlich kenntliche Formen zu entwickeln, ist aus christlicher Perspektive aber wichtig und richtig. Dies gilt gerade auch für das Zusammenleben zweier Menschen in der Ehe. Das stützt die Beziehung dieser beiden Menschen, ihren Willen beieinander zu bleiben, gerade in Zeiten der Krise, wenn die Gefühle der Zuneigung vielleicht nicht mehr so stark sind. Man kann natürlich fragen, ob die Rechtsform der Ehe die einzig mögliche und wünschenswerte Form ist, in der zwei Menschen die Verbindlichkeit ihrer Lebensgemeinschaft öffentlich dokumentieren. Und es schließt sich die Frage an, wie verbindliche Lebensformen zu werten sind, die öffentlich gelebt werden, aber nicht der Rechtsform der Ehe folgen.

Und wie bewerten Sie diese?

BERND OBERDORFER:

Nun, es gibt keinen Grund, sie von vornherein als minderwertig zu qualifizieren. Die lebensweltliche Ähnlichkeit nichtehelicher Lebensgemeinschaften mit der Ehe ist ja heute sehr stark, in der Art, wie die Partner zusammenleben, aber auch in der Art, wie sie voneinander und ihrer Partnerschaft sprechen. Umgekehrt sind die rechtlichen Bedingungen für



Foto: privat

Bernd Oberdorfer

das Auflösen einer Ehe heute so erleichtert worden, dass sich auch an diesem Punkt eheliche und nichteheliche Lebensgemeinschaften immer stärker angenähert haben.

Wenn sich die Ehe und nichteheliche Lebensgemeinschaften nicht mehr stark unterscheiden, warum hat die Ehe theologisch immer noch einen Primat vor den anderen Lebensformen? Und gibt es überhaupt eine biblisch begründete Lebensform?

BERND OBERDORFER:

Nicht im Sinne eines Monopols. Es gibt in der Bibel weder eine Pflicht zum Heiraten noch eine Bevorzugung der Ehe vor der Askese. Sicher, im Protestantismus wurde die Ehe zur bevorzugten Lebensform, in der sich der Christenmensch zu bewähren hatte. Doch das war eine Gegenreaktion auf die Privilegierung der Askese, des Mönchtums, in der vorreformatorischen Kirche. Angesichts dessen hat

Luther mit Recht behauptet, dass es weder einfacher, noch ethisch weniger anspruchsvoll ist, wenn Menschen heiraten und sich als Mütter und Väter in Ehe und Familie bewähren, statt ins Kloster zu gehen. Historisch hat diese Sicht dann im Protestantismus zu einer starken Dominanz der Ehe geführt. Und die Ehe war auch die einzige anerkannte Form, Sexualität zu leben. Doch da hat sich in den vergangenen vierzig Jahren viel verändert. Heute gilt es weithin als ethisch plausibel, Sexualität auch in Lebensgemeinschaften zu leben, die in juristischem Sinne keine oder noch keine Ehen sind.

Halten Sie das als evangelischer Theologe für legitim?

BERND OBERDORFER:

Ich finde, es kommt immer auf die Qualität der gelebten Beziehung an. Dass die Kirche aber trotzdem die Ehe verteidigt, hat seinen tieferen Sinn darin, dass Sexualität als besonders intime Begegnung zweier Menschen einen Vertrauensraum braucht. Das heißt, die Sexualität sollte in das gesamte Leben der Partner integriert sein. In der Ehe geht es darum, den anderen, die andere auch dann zu lieben, wenn er oder sie nicht alle Wünsche und Ansprüche erfüllt oder erfüllen kann.

... in guten wie in schlechten Tagen.

BERND OBERDORFER:

Genau. Die Ehe ist eine historisch bewährte Form, den Vertrauensraum zweier Menschen zu sichern. Allerdings ist einzuräumen, dass die Ehe oftmals gerade Frauen nicht vor vielfältigen Formen von Unterdrückung schützen konnte. Und das Verbot vorehelicher Sexualität hat Verkrampfungen und zugleich falsche Erwartungen erzeugt, die mit dem tieferen Sinn der Ehe nichts mehr zu tun hatten. Auch wurde Treue einseitig auf sexuelle Treue reduziert. Der weitere Sinn von Partnerschaft wurde dadurch häufig nur verzerrt wahrgenommen. Ja, es kann sein, dass Leute,

die in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft zusammen leben, das Ethos der Treue und der sexuellen Zuwendung plausibler leben als Leute, die formal verheiratet sind. Insofern warne ich davor, die Entwicklung der vergangenen vierzig Jahre einseitig als Kulturverfall, als moralische Dekadenz wahrzunehmen und das, was man mit dem Begriff „sexuelle Befreiung“ verbindet, nur negativ zu belegen. Im Gegenteil, das Ethos der Partnerschaft ist in den vergangenen vierzig Jahren vermutlich eher gewachsen als gesunken. Die jungen Leute von heute gehen mit ihren Partnerinnen und Partnern jedenfalls nicht leichtfertiger um als die Generationen, die noch mit der Überzeugung aufgewachsen sind, Sex vor der Ehe sei unerlaubt.

Wenn Partner in nichtehelichen Lebensgemeinschaften ähnlich treu und verbindlich zusammenleben wie Ehepaare, gibt es dann noch theologische Gründe, die für die Ehe sprechen? Das Problem wird ja auch bei der Frage virulent, ob die Kirche Paare trauen soll, die nicht verheiratet sind.

BERND OBERDORFER:

Es gibt gute Gründe daran festzuhalten, dass die Kirche nur Paare traut, die auf dem Standesamt öffentlich ihren Willen zum dauerhaften Zusammenleben artikuliert haben. Wenn der Staat allerdings andere Formen einführen würde, zum Beispiel die „kleine Ehe“ nach französischem Vorbild, müsste sich die Kirche überlegen, wie sie dann verfährt. Die kirchliche Trauung ist nach evangelischem Verständnis ja kein Rechtsakt, sondern ein Segnungs- und Fürbittegottesdienst für eine auf Dauer eingegangene Partnerschaft.

Warum legen Sie als evangelischer Theologe so großen Wert auf die standesamtliche Eheschließung?

BERND OBERDORFER:

Zum Willen, auf Dauer zusammenzuleben, gehört auch, rechtlich verbindliche Verpflichtungen einzugehen.

Und das geschieht in unserer Gesellschaft auf dem Standesamt.

Sie sagen also, das Versprechen von Menschen, einander treu zu bleiben und füreinander zu sorgen in guten wie in schlechten Tagen, das, was also das Wesen einer christlichen Ehe ausmacht, muss rechtlich gestützt, ja abgesichert werden im Hinblick auf die Unbilden des Alltags und die Stimmungsschwankungen, die Menschen zu Eigen sind. Und diese rechtliche Absicherung einer Lebensgemeinschaft geschieht auf dem Standesamt.

BERND OBERDORFER:

Ja, auch wenn mir der Begriff „absichern“ nicht gefällt, weil der Eindruck entstehen könnte, mit der Eheschließung auf dem Standesamt werde der Bestand einer Ehe ein für allemal gesichert. Aber auf dem Standesamt wird öffentlich deutlich gemacht, dass die eingegangene Beziehung auf Treue und Verbindlichkeit beruht und auf Dauer angelegt ist. Nur wenn das geschehen ist, sollte eine kirchliche Trauung stattfinden.

Die Trauung in der Kirche ist doch auch ein öffentlicher Akt. Warum ist aus theologischer Sicht auch noch das Standesamt nötig?

BERND OBERDORFER:

Das entspricht dem reformatorischen Eheverständnis. Danach ist die Ehe kein Sakrament, sondern eine von Gott eingesetzte Ordnung zur Gestaltung und Bewahrung des Lebens. Für Luther war die Eheschließung ein weltlicher Akt. Daher schlug er vor, und man muss bedenken, dass der Pfarrer damals faktisch auch die Funktion des Standesbeamten bekleidete, dass bei der Eheschließung der rechtsverbindliche Akt vor der Tür der Kirche geleistet wurde und man erst danach in die Kirche einzog, wo der Gottesdienst mit Fürbitte und Segen stattfand. Wie gesagt, und das ist wichtig, die kirchliche Trauung ist nach evangelischem Verständnis kein Rechtsakt. Doch ethisch entscheidend ist, dass zwei Menschen sich

öffentlich und rechtlich verpflichten, miteinander und füreinander zu leben. Und das geschieht in Deutschland auf dem Standesamt.

Ehe hat doch mit Zuneigung und Liebe zu tun. Warum bedarf es da eines Rechtsaktes?

BERND OBERDORFER:

Rechtsform und Liebe müssen kein Widerspruch sein. Der Rechtsakt ist in diesem Fall das freiwillige Eingehen von Verbindlichkeit, die in der Liebe gründet. Man geht Pflichten ein, zum Beispiel für den Unterhalt, die unter Umständen auch das Ende der Ehe überdauern.

Würden Sie die ethische Notwendigkeit einer öffentlich bekundeten rechtlichen Verpflichtung der Eheleute mit dem Gebot der Nächstenliebe begründen?

BERND OBERDORFER:

Die Nächstenliebe reicht natürlich viel weiter, sie gilt ja auch dem Fernstehenden. Nächstenliebe ist kein bloßes Sympathiegefühl, sondern eine Einstellung gegenüber dem Mitmenschen. So gesehen ist das Eingehen von Verbindlichkeit, das Versprechen, immer füreinander dazu sein, natürlich auch eine Konkretion von Nächstenliebe. Ich mache meine Zuneigung und meine Zuwendung eben nicht davon abhängig, dass der andere, die

andere dauerhaft bestimmte Leistungen erbringt, wobei unter Leistungen auch die sexuelle Attraktivität verstanden werden kann. Insofern hat die Ehe mit der Nächstenliebe zu tun, aber sie ist nur eine ihrer vielen Erscheinungsformen.

Auch im Rentenalter lernen sich Menschen kennen und wollen bis zum Tod beieinander bleiben und in guten wie in schlechten Tagen füreinander sorgen. Ihre Beziehung entspricht also dem, was eine christliche Ehe auszeichnet. Trotzdem wollen manche Rentnerinnen und Rentner nicht heiraten, weil sie dann mit weniger Geld auskommen und unter Umständen von Sozialhilfe leben müssten. Gleichzeitig aber würden sie ihre Beziehung gerne unter den Segen Gottes stellen. Soll die Kirche das ablehnen?

BERND OBERDORFER:

Das sind Einzelfälle und Grenzsituationen, die seelsorgerlich behandelt werden sollten. Eine Segnung würde ich nicht prinzipiell ausschließen, bin aber gegen ein offizielles kirchliches Angebot. Aus zu respektierenden Gründen handelt es sich ja auch nicht um eine im rechtlichen Sinn öffentliche Lebensform.

Soweit wir wissen, war Jesus von Nazareth unverheiratet und gegenüber der Familie kritisch eingestellt. Wie ist es eigentlich dazu gekommen, dass Ehe und Familie in der Kirchengeschichte trotzdem eine derart große Bedeutung erlangt haben?

BERND OBERDORFER:

Eines der entscheidenden Merkmale von Jesu Auftreten ist das Bewusstsein des nahen Endes der Welt. Und von daher lassen sich die kritischen Äußerungen zur Familie erklären. Wenn das Ende nahe ist, ist es nicht mehr sinnvoll, in diese Welt zu investieren und gar Kinder in die Welt zu setzen. Vor diesem Hintergrund sind auch die Äußerungen zu verstehen, die Paulus zur Ehe gemacht hat. Allerdings haben weder Jesus noch Paulus die Ehe verworfen. Sie haben diese Einrich-

tung vorgefunden und kommentiert, und namentlich bei Jesus finden sich dabei ja auch recht positive Aussagen. Als dann der Untergang der Welt ausgeblieben ist, als die Naherwartung sich verflüchtigt hat, haben sich die Christen in der Welt einrichten und mit der Frage der Gestaltung von Ehe und Familie wieder stärker auseinandersetzen müssen. Dabei haben natürlich auch kulturelle Einflüsse aus der Umwelt eine Rolle gespielt. Deshalb kann man im Übrigen die biblischen Aussagen über die Ehe auch nicht einfach eins zu eins in die Gegenwart übertragen.

Für gleichgeschlechtliche Paare gibt es in der Bundesrepublik die „Eingetragene Partnerschaft“. Was sagen Sie als Theologe dazu?

BERND OBERDORFER:

Die Ablehnung der Homosexualität in der Kirche speist sich im Wesentlichen aus zwei Gründen. Zum einen aus einem Verständnis, wonach eine Sexualität als unsittlich gilt, die von vornherein eine Fortpflanzung ausschließt. Doch die Koppelung der Sexualität an die Fortpflanzung ist eine Engführung. Sexualität ist vielmehr auch eine Form der ekstatischen Selbstexpression und Selbstüberschreitung. Und dies ist auch zwischen Menschen gleichen Geschlechts möglich. Zum anderen wird eingewendet, es widerspreche der Natur, wenn Menschen gleichen Geschlechts sexuell zusammenkommen. Doch der Begriff der Natur, des Natürlichen und Unnatürlichen, ist äußerst problematisch. Aus anthropologischer Sicht gehört zum Menschen, dass er seine eigenen biologischen Voraussetzungen deutet und gestaltet. Insofern gibt es keine abstrakt als natürlich zu bezeichnende Form der Sexualität. Und deshalb gibt es für mich auch keine prinzipiellen Einwände dagegen, dass Menschen gleichen Geschlechts, die eine – die Sexualität einschließende – Zuneigung zueinander empfinden, das auch öffentlich zeigen. Ja, die Kirchen sollten auch hier dazu ermutigen,

Brasilien
Zisternen für eine Million Familien

Im Nordosten Brasiliens ist Trockenheit die größte Geißel. Durch das von „Brot für die Welt“ finanzierte Zisternenprojekt haben in den letzten Jahren fast 250 Familien ihre eigene Wasserversorgung. Bis 2009 sollen eine Million Familien in den Trockengebieten Brasiliens eine Zisterne erhalten, um mit dem wenigen Wasser übers Jahr zu kommen. Selbst verwaltet – und direkt vor dem Haus. Helfen Sie mit, dieses ehrgeizige Ziel zu erreichen.

Brot für die Welt
www.brot-fuer-die-welt.de
Postbank Köln
Konto 500 500-500
BLZ 370 100 50
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart

öffentlich eine verbindliche Partnerschaft einzugehen. Ich finde es merkwürdig, wenn die Kirche bei heterosexuellen Paaren den Wert einer verbindlichen, auf Dauer angelegten Beziehung betont und gleichzeitig den Eindruck erweckt, es sei ihr gleichgültig, wie Homosexuelle ihre Beziehung gestalten.

Viele Kirchenleute fürchten, dass die „Eingetragene Lebenspartnerschaft“ mit der Ehe verwechselt wird.

BERND OBERDORFER:

Natürlich ist die „Eingetragene Lebenspartnerschaft“ eheanalog: Auch mit ihr bekunden zwei Menschen öffentlich, dass sie auf Dauer füreinander Verantwortung übernehmen. Ein ins Auge fallender Unterschied zur heterosexuellen Ehe scheint freilich zu sein, dass diese im Prinzip für Kinder offen ist, und man könnte fragen, ob und in welcher Hinsicht dies gegebenenfalls eine unterschiedliche Behandlung von Eheleuten und eingetragenen Partnern erforderlich macht. Andererseits muss man berücksichtigen, dass nach evangelischem Verständnis auch Menschen getraut werden, die keine Kinder bekommen wollen oder können. Insofern kann man sogar noch einmal hinterfragen, ob der Unterschied zwischen einer heterosexuellen Ehe und einer „Eingetragenen Partnerschaft“ über die abstrakte biologische Möglichkeit hinaus tatsächlich in der Offenheit für Kinder besteht – zumal umgekehrt homosexuelle Paare ja gar nicht selten mit Kindern leben oder leben wollen.

Sowohl die Ehe als auch die Sicht der Sexualität haben sich in den vergangenen vierzig Jahren stark verändert. Haben Sie den Eindruck, dass die Kirche auf diesen Wandel angemessen reagiert hat?

BERND OBERDORFER:

Insgesamt denke ich, dass sowohl die Praxis in der evangelischen Kirche als auch die ethische Beurteilung der diversen Lebensformen sich nicht allzu sehr vom Stand der allgemeinen

gesellschaftlichen Entwicklung unterscheidet. Ich halte es allerdings durchaus für angemessen, dass die Kirche den gesellschaftlichen Wandel nicht einfach opportunistisch mitvollzieht, sondern behutsam und theologisch reflektiert dazu ein kritisch-konstruktives Verhältnis entwickelt. In manchen Fragen – etwa der Akzeptanz homosexueller Paare oder gar Pfarrer – vermute ich, dass die Offenheit in den evangelischen Gemeinden größer ist, als es manche Kirchenleitungen unterstellen.

Sie sind kein Prophet, sondern ein Professor. Trotzdem die Frage: Wie werden Ihrer Meinung nach die Menschen in Zukunft ihre Lebensformen gestalten?

BERND OBERDORFER:

Bei meinen Studierenden beobachte ich eine große Vielfalt. Eine Studentin sagte etwa, sie werde nicht heiraten, weil sie die rechtliche Absicherung einer Lebensgemeinschaft als Widerspruch zur Liebesbindung empfindet. Das heißt, sie lehnt die Ehe für sich aus einem hohen moralischen Ideal heraus ab. Andere befürworten dagegen ganz unbefangen den Weg der traditionellen Eheschließung. Aber – und auch das beobachte ich bei meinen Studierenden – die Vielfalt der Lebensformen führt nicht zu einer Beliebigkeit. Ich vermute, dass es bei uns auch in der Zukunft viele verschiedene Lebensformen geben wird und dass sie akzeptiert werden. Natürlich tun sich weltweit viele Kirchen damit schwer. Es wird die Aufgabe unserer evangelischen Kirche sein, im ökumenischen Dialog darauf hinzuweisen, dass die Vielfalt der Lebensformen nicht Ausdruck einer moralischen Dekadenz ist, sondern sich Überzeugungen verdankt, die Christen teilen können. Es gibt gute evangelische Gründe, die Freiheit eines Christenmenschen auch auf die Gestaltung der persönlichen Beziehungen anzuwenden.

Das Gespräch führten Kathrin Jütte und Jürgen Wandel am 27. Februar 2008 in Augsburg.